

schafflichen Darstellung zuzuschreiben, welche die wichtigste Epoche der neuesten deutschen und österreichischen Geschichte in Friedjung's Buch gefunden hat. Besonders jedem Oesterreicher ist das Studium dieses Buches aufs wärmste zu empfehlen; es gibt kein anderes Buch, welches ihm so leicht und so getreu das Verständnis für die Geschichte unserer Tage vermitteln könnte, deren Wurzeln in der von Friedjung bearbeiteten Epoche liegen.

Marie Stona: Lieder einer jungen Frau. Wien, 1899. Verlag von Karl Koenig.

Jemand hat von dem Prosaist Marie Stonas gesagt, daß er an den Schriften der Ebner gebildet ward. Sie hat auch in ihren Versen manches von dem Duft, der Anmuth und einfachen Vornehmheit, die man in den Gedichten Marie Ebners bewundert, obwohl ihr noch kein Lied wie jenes berühmte der Ebner „Ein kleines Lied“ gelungen ist. Die Gabe des natürlich „schlichten“ volksliebhaften Ausdrucks tritt auch in ihrer neuen Sammlung hervor, die in ihrer ganzen frischen, naiven und warmen Art an Anna Ritter erinnert. Nur haftet Marie Stona noch sehr an Heine'schen und anderen überkommenen Formen und an verblassten, unplastischen Wendungen einer erstarreten lyrischen Richtung. Doch überrascht sie zuweilen wieder durch einen Blick von eigenthümlich visionärer Schönheit. Und ihre besten Gedichte haben noch eine andere reizende Besonderheit: eine gewisse leichte, verschwebende Grazie. Sie scheinen traumhaft über dem Leben, und doch weht der heiße Athem des Erlebnisses darin. Und sie haben zugleich etwas Reifes, Rundes und Blühendes. Die fühle Hand, die mit dem „Haar des Geliebten spielt“, ist in Stunden der Betrachtung manchmal eine feine Künstlerhand.

F. W. r.

Revue der Revuen.

In den zwei letzten Nummern des „Grenzboten“ ist ein Aufsatz von E. von der Brüggen: „Nation und Staat“ besonders bemerkenswert. Der Verfasser, ein baltischer Deutscher, weist im ersten, historischen Theil der Arbeit darauf hin, daß gerade auf den Colonisationsgebieten des Deutschthums die beiden deutschen Großmächte: Oesterreich und Preußen erwachsen sind. Im zweiten, politischen Theile des Artikels wendet sich der Verfasser gegen den nationalen Fanatismus, der, als Nachfolger des religiösen Fanatismus früherer Zeiten, den Grundsatz aufstellt: „Wessen das Land, dessen die Nationalität.“ „In allen nationalen Grenzgebieten — sagt er u. a. — ist Zweisprachigkeit der natürliche Zustand, dem man immer Rechnung tragen sollte. Wenn man einer nationalen Minderheit ihre Schulen nimmt, wenn man ihr verbietet, in eigenen Schulen ihre nationale Erziehung und Kultur zu pflegen, so ist das ein staatlicher Eingriff, der zu berechtigtem Widerstand herausfordert. Berechtigt besonders bei einer Minderheit, deren nationale Kultur gleich hoch steht, wie die der Mehrheit. Wenn wir in Ostafrika Neger verdeutschten, so thun wir ihnen wohl; wenn wir uns staatlich weigern, den Litauern litauische Schulen herzurichten, so thun wir ihnen kaum einen Zwang an — daselbe gegen Dänen oder Franzosen angewandt, ist verlegend und muß als schwerer Druck empfunden werden.“ „Es ist ein kurzfristiges Bemühen — schreibt er ferner — slavischen Arbeitern die Einwanderung über unsere deutsche Grenze erschweren zu wollen. So bedrückend es für ängstliche Gemüther sein mag, wahrzunehmen, wie sich der Pole oder Czeche in die leer gewordenen Kellerräume unseres Hauses einschleibt, so wird man es schwer finden, unseren deutschen Arbeiter zu bewegen, für einen Lohn zu arbeiten, der den Slaven am Eindringen hindert... Was macht denn den czechischen Arbeiter national gefährlich?... Da nimmt man czechische Dienstboten und ist sofort bemüht, mit ihnen czechisch zu redetreiben, statt von ihnen zu verlangen, daß sie deutsch lernen — was sie sehr schnell können.“ Man ersieht daraus, daß der Verfasser die czechischen und polnischen Arbeiter jenen nationalen Minderheiten zuzählt, deren Kultur er nicht der deutschen gleichstellt, deren Germanisierung er daher befürwortet. Der Verfasser ist im übrigen durchaus kein Verehrer der Uniformität des Staates, wenn er auch deren Vorzüge anerkennt. „Die Uniformität — sagt er — lähmt, die Mannigfaltigkeit belebt.“ Selbst im Heerwesen hält er die Bilingualität für zulässig. Den „mit staatlichen Mitteln geführten Kampf der Nationalitäten in der europäischen Kulturwelt“ verdammt er. Diese brutale Art von Regiererei solle man den Russen überlassen.

„Kunst und Kunsthandwerk“, die von Director Scala herausgegebene Monatschrift des österreichischen Kunstgewerbemuseums, ist in den zweiten Jahrgang eingetreten. Im Januar- und Februarheft spiegelt sie vor allem die in die letzte Zeit fallenden Leistungen des Museums wieder: Die Winterausstellung und die Ausstellung preisgekrönter englischer Schülerarbeiten. Ueber beide berichtet, von zahlreichen Abbildungen unterstützt, Ludwig Hevesi in seiner unerreichten, bis auf den Grund gehenden Sachlichkeit. Diese letztgenannte Ausstellung der englischen Kunstgewerbeschulen aber — es war eine Sammlung zahlreicher von einer gemischten Jury in der National Competition ausgezeichnete Entwürfe — bildet überdies den Gegenstand eines im Hefte abgedruckten ausführlichen Berichtes, den Herr von Scala dem Unterrichtsminister unterbreitet hat. Der Bericht ist sehr lesenswert. In der übersichtlichsten Form wird darin die Entwicklung der englischen Einflüsse im Kunstgewerbe und des britischen kunstgewerblichen Unterrichtes (dem 438 Art Classes und 278 Schools of Art mit der Centralstelle des Royal College am Kensington Museum dienen) skizziert und gewürdigt. Ohne daß es ausgesprochen ist, findet man in diesem Promemoria die Gesichtspunkte für die Organisation des österreichischen Kunstgewerbeunterrichtes, von dem nur der blinde Localpatriotismus behaupten kann, daß er in den letzten Jahrzehnten auf der Höhe der Zeit stand. Jetzt erst ist die Möglichkeit dazu gegeben, da neben dem Director Scala auch ein neuer Director der Wiener Kunstgewerbeschule, Freiherr v. Myrbach, zu wirken berufen ist. Der Zufall will es, daß gerade dieser Künstler im Januarhefte der Zeitschrift mit einer Skizze (Algraphie, Zeichnung auf Aluminium) auf das Glänzendste vertreten war.

„Revue blanche“. Unter dem Titel „Journal d'un Byzantin“ veröffentlicht im letzten Heft Julien Benda den Versuch einer Psychologie der Vorgänge im Proceß Dreyfus. Diese Betrachtungen sind in gewissem Sinne ein Gegenstück zu den in eben dieser Zeitschrift erschienenen Theilen des nunmehr so bekannt gewordenen Urbain Gohier'schen Werkes. Seit einem Jahrhundert erst — so heißt es hier — steht der militärischen Moral eine bürgerliche Moral mit Begriffen über Menschenrechte und Menschenpflichten entgegen, und bei dem engen Contact, in dem Bevölkerung und Heer heute stehen, ist es unerlässlich, sich auseinanderzusetzen und ein Compromiß herbeizuführen. Der Verfasser proponiert hierfür, die Armee, da ihre Erhaltung ja vorläufig ein notwendiges Uebel ist, stricte auf ihr eigentliches Gebiet, die Landesverteidigung und die Vorbereitung der Truppen für diesen Zweck, zu beschränken, ihr aber alle sonstige Function, wie ihre eigene Gerichtsbarkeit, ihre Verwaltung und ihren Sanitätsdienst zu entziehen; dadurch würde man verhindern, daß die verschrobene militärische Moral ins bürgerliche Leben dringt, und würde jene militärische Autonomie brechen, die, ein Ueberbleibsel feudaler Zeiten, im Gegensatz zu der ganzen constitutionellen Organisation der modernen Staaten steht. Freilich, leicht wird es der bürgerlichen, rein cerebralen Moral nicht werden, die traditionellen Ehbegriffe aus dem Felde zu schlagen, denn hinzureißen und Anhänger zu gewinnen vermag eine Lehre erst dann, wenn Blut für sie geflossen, wenn sie nach ihren Propheten auch ihre Märtyrer gefunden. — Theodore Duret (wie es scheint, ein angesehener Pariser Kunsthändler) veröffentlicht eine Reihe von Briefen von Manet und Sisley aus den Siebzigerjahren, die beweisen, in welcher Nothlage die heute so hoch angesehenen impressionistischen Meister sich damals befanden: wie Sisley und Claude Monet gezwungen waren, ihre Bilder für einen Durchschnittspreis von 100 Francs anzubieten, und die hindendsten Verpflichtungen eingehen wollten, um sich nur die bescheidendste Existenz möglichst zu sichern. Selbst Manet, der Aerkannteste unter ihnen, mußte damals dem Verkauf seiner Bilder noch eifrig nachgehen und sich zu großen Concessionen herbeilassen.

Die in Kopenhagen erscheinende Monatschrift „Tilskueren“ (Zuschauer) bringt im Märzheft einen Aufsatz von Georg Brandes über die Ausweisung der Dänen aus Deutschland. Brandes und andere haben sich unter Gefährdung ihrer Popularität seit Jahren bemüht, die deutschfeindliche Stimmung im Lande schwinden zu machen, was ihnen auch gelungen ist. Niemand denkt an eine Wiedereroberung der Herzogthümer, und die Bevölkerung legt aus wirtschaftlichen Gründen das größte Gewicht auf ein gutes Einvernehmen mit Deutschland. Nur wünscht man, daß die preußisch gewordenen Dänen nicht schlechter als alle anderen Unterthanen behandelt werden. Wenn die Deutschen im Auslande überall stolz ihre Muttersprache bewahren, dann dürfen sie das einem anderen Culturvolke nicht übel nehmen. Der dänische Bauer muß schon aus wirtschaftlichen Gründen seine Kinder dänisch erziehen, weil Dänemark einzig in der Welt dastehende landwirtschaftliche Schulen hat, und der dänische Bauer seine große Ueberlegenheit über den deutschen der Ausbildung in eben diesen Schulen verdankt. Deutschland sei stark genug, um sich vor der dänischen Umgangssprache, den zwei dänischen Religionsstunden pro Woche und den paar hundert in Dänemark ausgearbeiteten Defonomen nicht fürchten zu müssen. Erfolg hätten alle Maßregelungen ohnehin keinen.

Leander.

Novelle von Hermann Bahr.

(Fortsetzung.)

II.

Herr von Handl war jetzt 32 Jahre alt. Er hatte immer angenehm gelebt. Man erinnert sich, daß in den Fünfzigerjahren bei uns die Zither das Instrument nach der Mode war, alle Welt wollte damals Zither spielen und die Handl-Zither galt für die beste. Ihr Erfinder, der alte Handl, wurde in ein paar Jahren ein reicher Mann. Der Alte hatte auch sonst eine gute Hand: Was er begann, glückte, und aus dem unscheinbaren Handwerker, der mit aller Welt so höflich war und sich kaum ein lautes Wort zu sagen traute, war bald ein großer Fabrikant geworden. Als er starb, ließ er seinem einzigen Sohn ein schönes Vermögen und ein glänzendes Geschäft zurück. Der junge Paul war nun freilich nicht der Mann, es weiter zu führen. Er hatte gar keinen Sinn für das Kaufmännische. Er gehörte zu jenen Menschen, die alles ein bißchen können, aber nichts ordentlich. Er zeichnete ganz hübsch, musicierte gern, hatte viel gelesen, machte schöne Reisen, sammelte Alt-Wiener Sachen und hatte gar nicht die Zeit, sich auch noch um das dumme Geschäft zu kümmern, das ja bei dem alten Buchhalter, dem er vertrauen konnte, in den besten Händen war. So kam er denn kaum zwei- oder dreimal die Woche in das Haus und auch da mehr zum Plauschen und weil ihm die ganze Piaristengasse so sympathisch war. Im übrigen ging er seinem Vergnügen nach, auf die Jagd, ins Theater, zu seiner Tarockpartie, doch alles mit Maß, wie es in seiner unleidenschaftlichen Art war, die vieles ansah, gern alles versuchte, aber wenn der erste Eifer geloscht war, in ihren Launen leicht nachgab. Vor allem liebte er es, bequem zu leben: Ein kleines Hausconcert mit nicht zu schwerer Musik, einen Plausch mit heiteren, jungen Frauen aus den guten Familien, ein Gespräch mit alten Herren, die den Nestroy noch gesehen hatten und von der Therese Krones erzählen konnten, das hatte er gern und am liebsten war es ihm, an milden Tagen im April oder Mai mit ein paar Freunden und ihren